This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

P
27
S745
1899

STANFORD
LIBRARIES
P100.77

Ueber
Sprachkenntniß und Sprachkunde.

Zwei Vorträge
im Verein junger Kaufleute in Berlin.

Von

Moritz Steinschneider
in Berlin.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchhandlung.
1899.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow.

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Vollständige Verzeichnisse über alle in der „Sammlung" erschienenen Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Für und über die deutschen Frauen.

Neue hypochondrische Plaudereien

von

Gerhard von Amyntor.

Mit einer Originalzeichnung von H. Dietrichs.

2. Auflage.

In elegantestem Original-Einband mit Goldschnitt.

Preis Mark 5.—.

B. W. Zell sagt in „Frauenlieblinge" über das Werk: Das Buch ist anziehend und belehrend, wie selten ein Buch, und **aus den geistvollen ästhetischen Abhandlungen mancherlei Inhalts kann jedes junge Mädchen — auch manche ältere Frau! — mehr lernen, als aus dem schablonenmäßigen „Guten Ton"**, der sich jetzt fast in jedem Bücherschrank findet und doch so gar nichts Neues sagt.

Das Buch, in geistvollem, anregendem Plauderton gehalten, in den sich zuweilen auch tiefsinnige, philosophische Grübelei mit hineingemengt, verbreitet sich über eine ganze Anzahl interessanter Themen.

(Schlesische Zeitung.)

Die scharfe Beobachtungsgabe des Verfassers, vereint mit seiner meisterhaften Darstellung, hat ein Werk geschaffen, das, weit über dem Niveau des alltäglichen Lebens, wegen seines tieferen Gehaltes öfter von Damen gelesen werden sollte. (Von Haus zu Haus.)

Das hochelegant ausgestattete Buch dürfte unzweifelhaft allen unseren Leserinnen einen nachhaltigen geistigen Genuß bereiten.

(Allgemeine Moden-Zeitung.)

Auch wir als Referenten wollen gestehen, daß das Werk sowohl in seiner realen als idealen Tendenz, frei von allem einseitigen Zelotenthum, die edelsten Zwecke verfolgt.

(Revue des Modes Parisiennes.)

Ueber
Sprachkenntniß und Sprachkunde.

Zwei Vorträge
im Verein junger Kaufleute in Berlin.

Von

Moritz Steinschneider
in Berlin.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchhandlung.
1899.

Given by Frederick Bandet
in Memory of
His Beloved Parents

Henry Bandet
(4/21/1878 – 10/30/1944)
and
Regina Bandet
(10/30/1872 – 10/30/1944)

Victims of the Holocaust

Stanford University Libraries

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

I.

„Ein Säugling ist der Geist, Natur ist seine Amme,
Sie nährt ihn, bis er fühlt, daß er von ihr nicht stamme."
(Rückert, Weisheit des Brahmanen I, 26.)

Die ganze Entwickelung, die Bildung der Menschen ist zuvörderst ein fortwährender Scheidungsproceß, im chemischen, nicht im bürgerlichen Sinne. Verstehen und Erkennen ist Unterscheiden und Ausscheiden, „gescheidt" ist eigentlich der Scheidende, wie der Bediente ein Dienender. Alles Werden in der Welt, alles Wachsen und Entwickeln ist für uns ebensowohl ein Auseinandergehen, als ein Zusammensetzen. Im Keime liegt Alles zusammengefaltet, wenigstens für uns nicht gesondert, dann erst trennen sich Stamm und Blätter, Rumpf und Glieder. Wir trennen und sondern, und auch in der Erkenntniß gilt der berüchtigte Wahlspruch: Divide et impera, „Theile und befiehl," oder in anderer Form von Goethe ausgesprochen: „Wer herrschen will, muß sich beschränken lernen." Wir beginnen jede Kenntniß und jede Wissenschaft mit ihrer Eintheilung; der Wißbegierige nimmt, wie ein nachsichtiger Gläubiger, immer Etwas auf Abschlag: er versichert sich des Einen und geht auf das Andere los.

Wissen und Forschen sind aber unendlich: „Das Wissen ist ein Quell, der unversieglich quillt, den nie der Durst erschöpft, und der den Durst nie stillt." Jede Wissenschaft, sagt Herder (Dichtungen), ist ein Gebäude, an welchem Völker und Jahr-

hunderte bauten. Die richtige Erkenntniß setzt Grenzen, sie ist ehrlich, wahr und aufrichtig, wenn sie die Grenzsteine nicht verrückt. Darum beginnt man auch meistens ganze Wissenschaften und einzelne Gebiete und Begriffe mit einer „Definition", d. h. mit einer Abgrenzung, welche das gerade Gegentheil ist von der „Confusion", d. h. Zusammengießen und Verschmelzen des Verschiedenartigen, daß es wie einerlei aussehe, ohne es wirklich zu sein, ein Begriff, der einigermaaßen verwandt ist mit dem, was die politischen Parteien eine „Fusion" nennen, nur daß bei letzteren auch der Schein der Uebereinstimmung nicht immer erzielt wird. Definiren, das weiß Jeder, der einmal Unterricht genossen, ist die schwerste Probe der Kenntniß; denn um etwas zu definiren, muß man nicht bloß wissen, was ein Ding oder ein Begriff ist, sondern auch, was alle anderen nicht sind, oder umgekehrt; denn wir grenzen ein Ding oder einen Begriff ab durch ein „Merkmal", das ihm ausschließlich eigen ist oder abgeht. So soll einst Plato den Menschen definirt haben als ein zweibeiniges Thier ohne Federn, worauf ihm Jemand ein abgerupftes Huhn mit der Frage vorhielt, ob das auch ein Mensch sei? Wir können aber nicht unterscheiden, ohne zu vergleichen; jede Definition ist eine „Distinction", obwohl es im Leben Distinctionen giebt, die man nicht definiren könnte — oder auch möchte. — Die Definition weist dem Dinge und Begriffe seinen Platz an neben, unter oder über anderen; sie setzt also voraus, daß das Einzelne einer Klasse oder Gattung angehöre, — weshalb auch Eigennamen von Menschen, Städten, Bergen keiner Definition fähig und bedürftig sind, so lange sie als Individuen ohne alle Beziehung auf die Klasse genommen werden. Cäsar ist nicht definirbar, wohl aber Kaiser und Czar, das deutsch und russisch Cäsar bedeutet. So führt eine gerechte Distinction weiter zur Ordnung und Anordnung, zur Ueber- und Unterordnung; und ein wohlgeordnetes

Wissen ist Wissenschaft. Die Wissenschaft ist etwas Anderes als Kenntniß und Wissen. Der Kenntnißreiche, der Vielwisser, der Belesene ist noch kein Mann der Wissenschaft; denn man kann viel wissen und wenig verstehen, viel begreifen und wenig ergründen. Die Wissenschaft macht sich zur Aufgabe, die Dinge nicht nur für sich zu erkennen, sondern auch in ihrem Zusammenhange. Sie stellt das Gleichartige und Verwandte zusammen, forscht nach den Beziehungen und Gründen; ihr genügt nicht, zu wissen: was und wie? wann und wo? sie fragt auch woher und warum, weshalb, mitunter sehr unbequeme Fragen, deren Berechtigung sehr oft bestritten wird, und zwar merkwürdiger Weise durch dieselbe Frage: weshalb? oder wozu? Dieses Verhältniß ist auch für das praktische Leben von solcher Bedeutung, daß es einige Augenblicke unsere Aufmerksamkeit verdient. Die Frage: warum? setzt voraus, daß etwas die Folge oder Wirkung, das Product, der Effect irgend eines anderen Vorangegangenen sei; dies Vorangegangene ist der Grund oder die Ursache, wie der Grund dem Bau vorangeht; Ursache heißt nichts Anderes, als erste Sache. Da aber die Frage stets von Neuem wiederholt werden kann, der Grund selbst wieder begründet werden soll: so bleibt uns zuletzt nichts weiter übrig, als ein Wille. Wir können in allen Erscheinungen, in allen Veränderungen, die wir wahrnehmen, keine auffinden, die sich selbst genügte, in sich selbst Grund und Ursache wäre, und wenn wir die ganze Natur gründlich erforscht haben, d. h. überall nach Gründen gefragt haben, dann werden wir auf uns selbst zurückgeführt, auf den Geist in uns, denn in uns selbst gewahren wir etwas, was einem Uranfange, einer wahren Ursache täuschend ähnlich ist, nämlich den Willen, oder sogenannten freien Willen. Wir sehen täglich, wie unser Wille nicht bloß uns selbst bestimmt, sondern auch auf die ganze Natur einwirkt, wie der Geist die Natur beherrscht. Das ist

der Sinn des Spruches, mit welchem ich diesen Vortrag begonnen. Die Natur ist nicht die Mutter des Geistes, sondern nur seine Amme; sie zeugt ihn nicht, sie nährt ihn bloß, und wer nicht über die Natur hinauskommt, für den ist die Wissenschaft nach den Worten des deutschen Dichters nur „eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt". Von der Natur nährt sich der Geist, aber im Geiste liegt die Kraft, nicht bloß zu verdauen und verzehren, sondern auch zu schaffen, weil er allein mit dem Willen ausgestattet ist. „Ein Mensch," sagt Jean Paul (Dämmerung für Deutschland), „stürzt und baut eine Welt, sobald er will." Mit dem Willen als alleiniger Ursache, als einzigem Grund beginnt der Mensch, seine Aufgabe zu schaffen — freilich zuerst im Zerstören. „Das Lebenszeichen des Lebens ist Zerstörung," bemerkt Gutzkow (Vermischte Schriften Bd. III). Die Bedeutung des Baukastens als Kinderspiels beruht auf der alten Erfahrung, daß Kinder so gern zerstören, weil ihr Wille in einem gegebenen festen Stoff nicht genug Spielraum findet, und das Schaffen erst gelernt werden muß. Ja, es scheint, als ob sie anfänglich nur bauten, um sich das Vergnügen des Einstürzens zu bereiten. Nichts wirkt auf uns so mächtig, als der Ausdruck eines kräftigen Willens. Das ist der Grundgedanke der alten Tragödie. Der freie Grieche bewundert den Helden, der im Kampfe mit dem alles beherrschenden Fatum untergeht. Darin liegt die geheimnißvolle Sympathie mit großen Verbrechern. Der Wille als letzte Ursache ist aber der absolute Wille, ohne Maaß und Ziel, ohne Grund für seine Wahl, d. h. die Willkür, die sich in der Kindheit der Völker als Absolutismus kundgiebt, mit dem Wahlspruch: „Car tel est notre plaisir," so gefällt es mir; warum? Ja, das ist eben die oft unbequeme Frage; denn wenn für den Willen ein Grund angegeben werden soll, so ist er selbst nicht mehr die letzte Ursache, sondern etwas außer ihm, das, was den Willen be-

stimmen soll: der Zweck oder Endzweck. Der Endzweck ist die letzte Ursache. Das klingt wie ein Widerspruch; es ist aber die einzige Lösung: das Ziel, das unser Wille verfolgt, muß als Gedanke in uns vorangehen oder, wie Aristoteles es ausdrückt: Das Letzte in der Wirklichkeit ist das Erste im Denken. Die Frage: warum? lautet, wenn sie an den Willen gerichtet wird: weshalb; sie setzt voraus, daß der Wille einem Gedanken entsprungen sei; dem gedankenlosen Wollen und Handeln erscheint die Frage als ganz überflüssige, als unberechtigte, als ein Zwang, der den Willen beeinträchtigt. So wäre denn der Wille in der That nicht die letzte oder Endursache, sondern der Gedanke, die Idee, d. h. das Allgemeine, das Gesetz; denn der einzelne Wille ist einem anderen Willen entgegengesetzt, allgemeine Willkür ist Zerstörung aller Ordnung, im Gesetze einigt sich der Wille in einem gemeinschaftlichen Grund:

„Du achtest in dem Kinde, das keinen Willen hat,
Den künftigen, den du erziehst mit Rath und That.
Im Wahnsinn achtest du und im Verbrechen, was?
Den Willen, der sich dort vergaß, hier sich vermaaß.
Für den, der sich vergaß, hast du die Pflicht zu denken,
Und den, der sich vermaaß, rechtmäßig zu beschränken."

Es gilt also auch im praktischen Leben, das Gesetz, die Idee aufzufinden, zu welcher als Endursache die einzelnen sich verbinden. — Das Gesetz ist der letzte Grund in der Natur, wie im Geiste, weil der unendliche Geist eben der Natur die Gesetze vorgeschrieben, welche der endliche Geist so lange in der Natur aufsucht, bis er erkennt, daß er selber der Gesetzgeber sei. Grund und Gesetz, Anordnung und Begrenzung sind die Aufgaben der Wissenschaft; darum giebt es keine Wissenschaft ohne System, d. h. strenge Aufeinanderfolge ohne Lücke und ohne Sprung, wo jedes nur an seinem Platze begriffen werden kann. Gründlichkeit ist Wissenschaftlichkeit. Ihr Weg ist nicht so lang

als tief; sie ist bei Weitem nicht so langweilig als anstrengend weshalb auch die Männer, die überall „auf den Grund gehen", so leicht „zu Grunde gehen", während die Oberflächlichkeit immer obenauf bleibt. Einzelne Kenntnisse zu erwerben, hat Jeder Gelegenheit, der überhaupt zu lernen wünscht; das Wissen zu einer Wissenschaft zu verbinden, die Kenntniß in Kunde zu verwandeln, das wird immer schwieriger, je mehr die Summe des Wissenswürdigen anwächst, je verschiedenartiger die Anforderungen des Lebens sich gestalten. Aber so wenig diese Aufgabe von der Mehrzahl der Menschen gelöst werden kann, so wenig darf die Wissenschaft jemals ganz aufgegeben werden, wenn das Wissen der Einzelnen nicht einerseits in Irrthum, andererseits in Aberglauben verfallen soll; in Irrthum, weil der Zusammenhang zwischen dem Einzelnen die einzige Controlle für die Richtigkeit desselben, wie die Bilanz für die einzelnen Posten ist, in Aberglauben, indem das natürliche Bestreben, nach einem Zusammenhang zu forschen, ohne Führer sehr leicht einen Zusammenhang da findet, wo in Wirklichkeit keiner vorhanden ist, also der einzelne Irrthum in einen gründlichen Knoten verwickelt wird. Das einzelne Wissen muß mit den Resultaten übereinstimmen, welche die Wissenschaft in ihren mühsamen und weitläufigen Forschungen gefunden, und nur in dem Sinne kann man von einer populären Wissenschaft sprechen, als es möglich ist, die Schlußsätze und Anwendungen der Wissenschaft dem Ungelehrten beizubringen, ohne ihn mit den Forschungen selbst bekannt zu machen, welche dazu führen; die populäre Wissenschaft ist das berühmte Zaubertuch, worauf man sich nur irgendwohin zu wünschen braucht, ohne den weiten Weg zu machen, Zeit zu verlieren und Beschwerlichkeiten auszustehen. Man muß sich aber sehr vorsehen, daß die angebliche Zauberei nicht eine Taschenspielerei werde, besonders wenn die Tasche mit ins Spiel kommt! Der populäre Unterricht hat auch seine

Methode, d. h. den kurzen Weg des Erlernens, und die Kürze spielt dabei eine große Rolle! Ich sehe aber schon, wie Sie mit steigendem Befremden, ebenfalls im Interesse der Kürze, fragen: Was hat alles dies mit Sprachkenntniß und Sprachkunde zu thun? — Nun denn, die Sprachkunde ist die Wissenschaft der Sprache; Sprachkenntniß ist das erfahrungsmäßige Wissen in einer bestimmten Sprache; es hat sich uns zunächst herausgestellt, daß die Sprachkunde Sache der Gelehrten, Sprachkenntniß die Aufgabe jedes Menschen sei; daß aber die Sprachkenntniß unter der Leitung und Controlle der Sprachkunde stehen müsse, daß aber auch manche Resultate der Sprachkunde dem Ungelehrten zugänglich sein können, ohne die beinahe in Verruf gerathene Sprachforschung.

Es wird aber vor Allem darauf ankommen, daß wir das Wesen der Sprache selbst ins Auge fassen, um deutlicher zu erkennen, in wie weit sie Gegenstand des populären Wissens oder der Wissenschaft sei.

Man theilt gewöhnlich den ganzen Kreis unserer Erkenntniß in zwei große Gebiete: Natur und Geist, oder Materie und Vorstellung, oder Aeußeres und Inneres. Der Natur gehört Alles an, was in einem Raum begrenzt ist; der Geist kennt eine solche Schranke nicht; selbst Traum und Wahnsinn bekunden in ihren wilden Sprüngen diese Uebermacht des Gedankens. Weil alles Natürliche schon von Anfang an an seinem Platz ist, so finden wir uns leichter in der Natur zurecht und erkennen ihre Gesetze bald genug. Die ersten Schritte des Menschen zwingen ihn zur Naturbetrachtung, zur gedankenvollen Auffassung. Das Kind sieht überall nur Flachbilder, Alles scheint ihm in gleicher Entfernung; ein Fall zur Erde, ein Stoß an der Thür führt es zum Urtheil über das Plastische, Hervorragende, zur Perspective, und es dürfte Manchem mit der Perspective gehen, wie dem Manne, welcher zum ersten Male hörte, was Prosa sei

und ſtaunend ausrief: Habe ich ſo lange Proſa geſprochen, ohne es zu wiſſen! Das Bedürfniß und der Wunſch führen den Menſchen zur Umgeſtaltung des Natürlichen; Nahrung, Kleidung, Wohnung rufen Arbeit und Kunſt zu Hülfe, welche überall das eigene Wirken der Natur belauſchen, nachahmen, in gewiſſem Sinne übertreffen. Die Orgel iſt eine künſtliche Lunge und das Schiff ein umgekehrter Fiſch. Die Erkenntniß ſchreitet vorwärts, indem wir aus einzelnen Merkmalen, welche unſere Sinne wahrnehmen, auf alle übrigen ſchließen, aus den Kennzeichen das Ding errathen, d. h. erkennen, z. B. am Geruch die Blume, an der Schwere das Gold, an dem Glanze den Diamant, an der Klangfarbe, d. h. an den nachhallenden Tönen, ein Inſtrument und, was dasſelbe iſt, an der Stimme ein Thier, einen Freund, an dem Geräuſche eine Bewegung. Geſicht und Gehör ſind namentlich die Führer des Naturbeobachters, und der Naturforſcher fügt zu der ſich darbietenden Gelegenheit der Beobachtung noch den von ihm ſelbſt angeſtellten Verſuch, das Experiment. Die Kennzeichen oder weſentlichen Merkmale, wodurch die großen Naturreiche, ſowohl in ihrem urſprünglichen Zuſtande, als auch in den von menſchlicher Kunſt erfundenen Formen geordnet, geſchieden und zuſammengeſtellt werden; dieſe Kennzeichen haben wir im Denken als das Definirende, Abgrenzende gefunden; ſie ſind auch in der Sprache das überwiegend Maaßgebende bei der Benennung der natürlichen Dinge. Die Blume iſt das Blühende, d. h. blitzende, glänzende, der Wind das Wehende, d. h. ſich bewegende, wie der Wagen, der Fluß das Fließende, das Dach das Deckende; ja es ſind ſolche Bezeichnungen auf hervorragende Individuen übertragen und auf dieſe Weiſe geographiſche Namen geworden; ſo heißt z. B. Rhein und Jordan nichts Anderes, als der Fließende, Alpe und Libanon der weiße, nämlich ewig mit Schnee bedeckte Berg. Die ruhende Natur iſt ſtumm, ſprachlos, aber auch wenn ſie

sich bewegt und Geräusche oder Töne hervorbringt, liegt keinerlei Sprache darin. Die sogenannte Sprache der Natur ist nur ein geistiges Echo, der empfindende Mensch hört aus der Natur heraus, was er in sie hineingetragen, ihre Zeichen und Bilder sind nicht ihre, sondern seine; darum sind auch Bilder und Zeichen, d. h. Symbole, nach Ländern und Nationen verschieden, manchmal gerade einander entgegengesetzt. Was scheint uns natürlicher, als daß die Trauer sich im Schwarzen, Dunklen ausspreche, und doch trauern die Chinesen in Gelb. Uns ist die heraufziehende Wolke ein Symbol der drohenden Gefahr, dem Bewohner der Wüste ein Zeichen des Segens, Beides an Schiller's Worte erinnernd: „Aus der Wolke kommt der Segen, strömt der Regen, aus der Wolke ohne Wahl zuckt der Strahl." Ja selbst in der Thiersymbolik finden wir dieselbe Verschiedenheit. Uns ist der Rabe der Unglück drohende Vogel, dem Araber das Symbol der Jugend mit dem rabenschwarzen Haar; der Hase ist uns ein Sinnbild der Feigheit, dem Morgenländer das der Schnelligkeit und Fertigkeit, sogar der Schlauheit; der Esel bezeichnet uns die Dummheit, dem Morgenländer die Beharrlichkeit. Was hört ein Dichter nicht Alles aus der rieselnden Quelle, aus dem brausenden Sturm, aus dem Klappern der Mühle, dem Säuseln der Blätter. Die bewegte Natur erinnert freilich an die Bewegungen des Gemüthes, an die Stimmung, in der wir uns selbst befinden, und mehr kann auch diejenige Kunst nicht, welche die Bewegung zitternder Körper harmonisch gestaltet, die Musik. Die sogenannte „Tonmalerei", welche sich die Aufgabe stellt, durch künstlich geordnete Töne ganz bestimmte Vorstellungen hervorzurufen, ist eine Ueberschätzung, eine Verkennung der Tonkunst. Der beste Compositeur kann in den Zuhörern nicht Begriffe und Gedanken, ja nicht einmal einzelne bestimmte Empfindungen hervorrufen — wie man z. B. an Mendelssohn's klassischen „Liedern ohne

Worte" sich überzeugen kann, bei welchen man zu verschiedenen Zeiten sich ganz Verschiedenes vorstellen wird. Nur gewisse Zustände unseres Gemüthes: Freude, Trauer, Hoffnung, Verzweiflung, Erhebung, Beruhigung, welche wir wegen ihrer Aehnlichkeit mit den Wirkungen der bewegten Luft auf unser Ohr die „Stimmung" nennen, nur diese Gefühlsstimmungen oder sehr ähnliche kann der Tondichter in seine Darstellung durch Klänge legen und im Zuhörer hervorrufen, sogar auf den Willen wirken lassen; aber die Veranlassung zu dieser Stimmung kann er nicht zur Vorstellung bringen, so lange die Musik des Wortes entbehrt. Die Musik beschäftigt allein die Empfindung, nicht den Verstand; darum langweilen sich Viele bei klassischer Musik, die eine feinere Empfindungsweise voraussetzt und ein Interesse für die Kunstmittel selbst in Anspruch nimmt; der große Haufe ergötzt sich an dem sinnlichen Reiz, welchen der Ton hervorbringt, oder an der Kunstfertigkeit des Spielenden, wie an den Sprüngen eines Seiltänzers, wo es gar nicht darauf ankommt, ob Sinn und Empfindung sich darin ausdrücke.

Mit der Musik auf einer Stufe steht, so sonderbar es auch klingen mag, die Sprache der Thiere. Das Thier erhebt sich über die sinnliche Welt durch seine Empfindung. Welcher Art die Vorstellungen oder Gedanken der Thiere sind, das wissen wir nicht, und wir schließen, daß es nur sehr unklare seien, eben daraus, daß sie dafür keinen deutlichen Ausdruck haben, nicht bloß für uns, sondern auch untereinander, weder für das Ohr, noch für das Auge. Wir legen dem Thiere keinen Willen im eigentlichen Sinne des Wortes bei, zu welchem die klare Vorstellung des Gewollten gehört; wir merken an ihm keine freie Wahl dessen, was es thut, und leiten daher sein Thun und Lassen von einem dunklen, unbewußten Triebe ab — dem Instincte. Daher sind auch seine Zeichen für das Auge,

seine Töne für das Ohr keine Sprache des Denkens und Wollens, sondern ein Widerhall von sinnlichen Empfindungen, ein Ausdruck des Hungers und der Kälte, der Krankheit, der Furcht, des Schreckens, des Wohlbehagens, der Anhänglichkeit und des Abscheues. Der Ausdruck des Bellens, Winselns, Brüllens u. s. w. ist ein ganz natürlicher, unmittelbarer Reflex oder Wiederhall der Empfindung; darum ist es dem Menschen leicht, die Empfindungen des Thieres zu errathen, und je näher der Rathende selbst, seiner Empfindung nach, dem Thiere steht, desto leichter wird er den Ausdruck der thierischen verstehen; der Gebildete bedarf erst der Beobachtung und Erfahrung, um die Thiersprache zu begreifen.

Aber der Mensch gehört ebenfalls in die Klasse der Thiere und auch seine Sprache beginnt mit den Aeußerungen, welche die Grammatiker in die letzte Klasse gesetzt haben, — die sogenannten Empfindungswörter oder Interjectionen, d. h. Ausrufungen. Ach und O gehören nicht in die Sprache des Willens und des Denkens; sie sind unwillkürliche Ausbrüche der Empfindung und kommen in der Tonleiter der Sprache gleich hinter Miau und Wauwau! Der Mensch hat aber das vor dem Thiere voraus, daß er auch Sinnwörter in Empfindungswörter verwandeln kann, und zwar in recht langen Zusammensetzungen, die sich durch Uebertreibung und Mangel an klarem Zusammenhange am besten für Ausbrüche der Leidenschaft eignen, welche die Vernunft nicht aufkommen lassen, wie „Tausendschockschwerenoth!" „Alledonnerwetter!" oder andererseits das Heiligste zu den niedrigsten Schwüren und Flüchen herabwürdigen, wie „Sakrament", „Herr Je" u. dergl. — Das ist freilich nicht die Sprache der Natur, sondern der Unnatur, die Sprache eines herabgesunkenen Geistes.

II.

Auf der Stufe der bloßen Empfindungsäußerung steht das Thier und der unerzogene Mensch, dessen Sprache in Empfindungswörtern besteht, die freilich noch meist von lebhaften Bewegungen des Körpers und einer starken Modulation der Stimme begleitet sind. Eine singende Sprache ist in der Regel nichts Caricirtes, nichts Unnatürliches, Angenommenes, denn sie findet sich bei allen Völkern des Ostens und des Südens, bei allen lebhaften und einfachen Menschen; und jede lebhafte Darstellung, welche sich an das Gefühl wendet, wird wieder zur halbsingenden Deklamation und Gestikulation oder Geberde. Unsere Schauspieler und Sänger kehren in gewissem Sinne zur Natur zurück, wie jeder Künstler; denn „die Natur ist aller Meister Meister." (Goethe.) Der Gesang ist die älteste Sprache der Empfindung.

„Deines vollen Herzens Triebe
Gieb sie keck im Klange frei!
Säuselnd wandle deine Liebe,
Donnernd uns dein Zorn vorbei!"

Die alten Ueberlieferungen aus der Kindheit des Menschengeschlechtes sind uns lange in Volksliedern erhalten worden, ehe man anfing, Geschichte zu schreiben, und die alten Gesetze waren nicht nach Titeln, Kapiteln und Paragraphen, sondern nach Gesängen und Versen abgetheilt.

Unsere streng gegliederte, in die Zucht des Gedankens gebrachte Sprache hat für die Glieder der Periode bestimmte Unterscheidungszeichen, welche zugleich eine Hebung und Senkung andeuten; nach Empfindungswörtern kommt aber stets ein Ausrufungszeichen. — Die hebräische Sprache hat sogar für jedes Wort, nach seiner Stellung im Satze, sogenannte Accente, von welchen man noch heute nicht sicher weiß, ob sie ursprünglich

syntaktisch oder musikalisch gewesen sind; die griechischen und zum Theil auch die römisch-katholischen Geistlichen tragen noch heute, wie die muhammedanischen und jüdischen Vorbeter, in Recitationen oder Cantillationen vor. Unsere Physiologen haben sogar gefunden, daß jeder Vokal einem bestimmten Tone entspreche. Die Bewegung der Stimme ist aber ursprünglich mit einer Bewegung der Glieder verbunden, die ebenfalls eine Sprache der Empfindung darstellt. Das Vorstrecken des Zeigefingers oder der geballten Faust ist wohl so deutlich, als der abgebrochene Satz: „Wirst du!" Das einfache Nicken des Kopfes, das langsame oder rasche Schütteln desselben sind ziemlich verständliche Zeichen der Zustimmung, des Zauderns und der Abneigung; sie sind ebensowenig willkürlich erfunden, als das Niederschlagen des Auges bei dem Beschämten und das Abwenden des Gesichtes bei dem von Abscheu Erfüllten. Der Mime muß seine verständliche Rede mit solchem Geberdenspiel begleiten, wenn er den Gebildeten hinreißen will, er muß sich zum Coulissenreißer steigern, wenn er dem Ungebildeten verständlich sein soll.

Hätten wir nur eine Sprache der Empfindung, so hätten wir vielleicht auch nur eine, jedenfalls sehr wenige Sprachen. In der Empfindung selbst unterscheiden sich die Menschen sehr wenig, und die Zahl der Empfindungen ist nicht groß; unendlich viel sind hingegen die Gegenstände, welche die Empfindung hervorgerufen haben. Der Ausdruck unserer Empfindung durch Ton und Geberde ist in der Kindheit des Menschen sehr natürlich und bietet nichts Räthselhaftes. Der Ausdruck folgt dem Eindruck, wie ein Echo dem Rufe; und es ist nicht zufällig, daß Laute des Schmerzes, wie O und Weh, in so vielen Sprachen auffallend ähnlich sind, und doch beruht dies nicht auf Verwandtschaft der Sprachen.

Die Sprache des menschlichen Geistes bezeichnet aber die

äußeren Gegenstände, welche auf unsere Sinne einen Eindruck machen, so daß wir sie selbst vorstellen, d. h. ein Bild dieser Gegenstände in uns selbst finden, und dieses Bild selbst wieder durch Laute bezeichnen, die ein Wort ausmachen, und dieser Laut ruft wieder in einem anderen Menschen dasselbe Bild hervor — dasselbe? nein, aber ein sehr ähnliches. Welche Beziehung ist zwischen dem Worte und dem Bilde? Oder wie ist die Sprache für das Denken entstanden? Warum ist diese Beziehung nicht überall dieselbe? Oder wieso sind verschiedene Sprachen entstanden? Das sind Fragen der Sprachkunde geworden, und ihre Beantwortung ist nicht gleichgültig für die Sprachkenntniß. Aber lange vor der wissenschaftlichen Forschung ist der denkende Mensch auf diese Fragen geführt worden; denn die Sprache ist die edelste Gabe schon darum, weil jede andere durch Mittheilung kleiner wird, die Sprache aber erst durch gegenseitige Mittheilung entsteht und wächst und was damit zusammenhängt — sie weist auf die Bestimmung des Menschen hin, nur in Gemeinschaft mit Anderen sein Ziel zu erreichen, weil er, wie Aristoteles es nennt, ein „staatliches" (politisches) Thier ist. Aber gerade darum, weil der Mensch ohne Sprache gar nicht gedacht werden kann, war es so schwer, den Ursprung der Sprache von dem Ursprunge des Menschen überhaupt zu trennen, und der Mythus, welcher alle großen Räthsel der Menschheit in sinnige Bilder kleidet, ist über diese Frage auffallend arm. Nach dem Schöpfungsmythus der Hebräer nennt Gott selbst das Licht und die Finsterniß Tag und Nacht, aber die Thiere werden alle dem Menschen vorgeführt, und sie heißen so, wie er sie nennt; das thut Adam sogar noch, ehe ihm die Frau beistehen konnte, obwohl die Weisen des Talmuds behaupten, daß von zehn Maaß Rede, die auf die Erde gekommen, neun den Weibern angehören. Und für wen nannte er sie, wenn er noch allein war?! Im

Paradiese lag es freilich nicht allzufern, den Löwen beim Namen zu rufen, wie ein Schooßhündchen.

Es liegt aber auch jener naiven Darstellung der tiefe Sinn zu Grunde, daß Denken und Sprechen unzertrennlich sind, wie auch in alten Sprachen für beide dasselbe Wort gebraucht wird. Ein Bibelerklärer des zwölften Jahrhunderts sieht in Adam nur ein Bild des Verstandes, der die Dinge benennt.

Hat nun etwa die Wissenschaft Ursprung und Sprache zeitig und richtig erkannt? Von Aristoteles bis nahe an unsere Tage galt die Sprache als etwas „Conventionelles", was nicht zufällig an „Convent" erinnert. Man sprach von Constitutoren der Sprache in einer Weise, wie von Gründern eines Staates, als ob man zusammengekommen wäre und darüber abgestimmt hätte, wie ein Ding heißen solle — etwa nach dem passendsten und bequemsten Vorschlage. Freilich hatte diese Uebereinkunft den Vorzug vor der adamitischen Octroirung, daß man gleich den gordischen Knoten zerhieb und nicht erst zu fragen brauchte, wie aus einer Sprache viele geworden; denn es hinderte nichts, einen Sprachconvent in jedem Lande zu berufen, — natürlich mußte diese Berufung durch irgend andere Mittel, als die Sprache selbst geschehen, die ja erst zu constituiren war. In solche Widersprüche gerieth die Wissenschaft, als sie den Ursprung ihres eigenen Organs, der Sprache, erklären wollte. Den Ursprung der Sprachverschiedenheit betrachtet die östliche Sage als ein Verhängniß Gottes über die übermüthigen Menschen, durch welche sie über die Erde zerstreut wurden. Diese Auffassung macht die Ursache zur Wirkung, — denn die räumliche Trennung bewirkt die Absonderung der Sprachen, — sie ist aber der Ausdruck eines patriotischen Gefühls, welches nur eine Sprache für berechtigt hält.

An den Grenzen der letzten Jahrhunderte nahm die Philosophie und daher auch Sprachphilosophie einen gewaltigen Um-

schwung. Es wäre Unrecht, die Namen der Männer zu übergehen, welchen hauptsächlich der Umschwung zu danken ist, um so mehr, als sie unserem Vaterlande, zum Theil der Stadt Berlin, angehören. Die enge Verbindung zwischen Sprechen und Denken mußte auch die Sprachlehre oder Grammatik mit der Denklehre oder Logik in Wechselwirkung setzen. Die Sprache giebt nicht directe Zeichen für die Dinge selbst, wie ein gemaltes Bild, sondern nur für unsere Vorstellungen, — das ist ein wichtiger Punkt für das Verständniß ihres Wesens und Schicksals. Selbst unsere Vorstellungen von den Dingen erstrecken sich nur auf Eigenschaften des Dinges, die auf uns einwirken, z. B. die Farbe durch das Licht, der Ton durch die Luft, die Dichtigkeit durch den Tastsinn; was das Ding außerdem für sich selbst oder, wie der Königsberger Philosoph Kant es nannte, „das Ding an sich" sei, ob überhaupt die Eigenschaften, die wir als zu einem Dinge gehörig zusammenfassen, ein Ding sind, ob bei verschiedenen Vorstellungen von den Dingen nur eine die richtige sei, das sind Fragen, welche mit der Sprachkunde näher verwandt sind, als man glaubt; denn ein großer Theil der jetzt fast berüchtigten Hegel'schen Philosophie besteht darin, aus der Bedeutung der Wörter die Dinge selbst zu erklären. Doch sollte hier nur auf die Beziehung der Sprachkunde und Philosophie hingewiesen werden, um es begreiflich zu machen, wie die Logik des Königsberger Philosophen auf die Sprachwissenschaft einwirken mußte. Ein bedeutender Anstoß kam jedoch von anderswoher — von der französischen Republik und Napoleon's Weltplänen, welche auf die neueste Zeit ähnlich gewirkt haben, wie Alexander's Züge auf die alte Welt, nämlich eine Verbindung des Ostens mit dem Westen hervorriefen.

Am 10. Germinal des Jahres 3 der Republik (1795) wurde bei der National-Bibliothek zu Paris eine Schule der

lebenden orientalischen Sprachen angelegt, und wenige Jahre darauf führte die sonst unglückliche egyptische Expedition einige Orientalisten in lebendige Berührung mit Sprache und Sitten Afrikas und Asiens. Bis dahin war die Philologie an den Kreis der beiden klassischen Völker, Griechen und Römer, gebannt; die Gelehrten Deutschlands hatten kaum angefangen, unter dem Einfluß Lessing's sich ihrer Muttersprache zu bedienen; Französisch herrschte in diplomatischen Kreisen und in der Belletristik, Griechisch und Latein war in Allem mustergültig.

Wohl hatte man schon früher erkannt, daß die bekannten Sprachen viele Aehnlichkeit mit einander darbieten, sowohl in ihren Lauten, als in ihrem Bau und ihrem Verhältniß zu den Ideen und Anschauungen; aber man tappte an der Aeußerlichkeit umher, wie ein Arzt, der Symptome und Kennzeichen als Krankheiten selbst behandelt. Durch die Kenntniß der morgenländischen Sprachen, deren Verwandtschaft mit den europäischen unter den Gelehrten noch nicht ganz festgestellt ist, wurde der Gesichtskreis erweitert, und zu Anfang dieses Jahrhunderts gab ein berühmter Orientalist — indirect der Lehrer aller jetzigen Orientalisten — Silvestre de Sacy eine allgemeine Grammatik heraus, welche 1807 von J. S. Vater, Professor in Halle, deutsch bearbeitet wurde, indem die besondere Beziehung auf das Französische hier durch das Deutsche ersetzt wurde. Das Buch ist soweit populär gehalten, daß es noch heute Denjenigen empfohlen werden kann, welche die Grundanschauungen aller Sprachen kennen lernen wollen. Die höheren Fragen sind nur hin und wieder angedeutet, aber die Lehre von den Wörtern und Sätzen ist so deutlich und anschaulich, daß sie uns gewissermaaßen eine Brücke baut, um von den Besonderheiten unser eigenen Sprache zu den fremden zu gelangen und uns leichter in den Geist einer anderen zu finden. Hingegen ist das Lehrbuch der allgemeinen Grammatik, welches der in

Frankfurt a. M. verstorbene Berliner Dr. S. Stern (Berlin 1840) herausgab, ein Versuch, die wichtigsten Erscheinungen der Sprache aus philosophischen Begriffen abzuleiten und nur Gelehrten verständlich. Sprachkunde und Sprachkenntniß erhielten eine neue Grundlage in Dentschland, als Wilhelm von Humboldt, Grimm und Bopp, von deutschen und indischen Dialekten ausgehend, die verrufene Etymologie oder Wortableitung zu größten Ehren brachten.

Wie die Naturforschung Wunder und Aberglaube beseitigt, indem sie die ewigen Gesetze der Natur nachweist, so schwindet die Willkür der Wortvergleichung vor den Gesetzen, die auch in der organischen Veränderung der Laute und Begriffe in den Sprachen und Dialekten herrschen. Wir kennen jetzt genau die allmählichen Umwandlungen eines großen Sprachstammes, welcher Indien zum Vaterlande hat und dessen Zweige ganz Europa, das alte und das neue, umranken; wir sprechen jetzt von der indo-germanischen, ja indo-europäischen Sprach- und Stammfamilie, und es gehört zu den Errungenschaften der Sprachvergleichung, daß wir nun mit voller Sicherheit die Stammverwandtschaft aller Nationen Europas erkennen. Sollte diese Erkenntniß, wenn sie allgemein geworden, nicht auch dahin wirken helfen, die nationale Eifersucht und Ausschließlichkeit zu dämpfen, der blutigen Kampfgier den Boden zu entziehen und den Segen des Friedens zu fördern?

Aber auch Alterthumskunde und Geschichte haben an der Sprachvergleichung einen tüchtigen Bundesgenossen erhalten. Ein einziges Beispiel genüge zur Beleuchtung. Die indo-germanischen Stämme, welche, wahrscheinlich durch Wassermangel getrieben, ihren Weg nach dem Westen nahmen, hatten Ackerwerkzeuge, Fuhrwerk und Joch, sie kannten Boote, Ruder und Steuerruder — wir müssen dies annehmen, weil alle Wörter für diese Gegenstände in allen europäischen Sprachen von einem

Stammwort abgeleitet sind; aber Mast und Segel sind später erfunden, denn benachbarte Länder bezeichnen sie mit ganz verschiedenen Wörtern, wie Segel und voile. Welchen Nutzen hat nun diese vergleichende Sprachforschung für die Sprachkenntniß? Sehen wir auch ab von dem Verständniß der ältesten Sprachdenkmäler Europas, der alten Lieder, Sagen und Gedichte, welche jetzt als heimische Litteraturkunde bis in die unteren Schulklassen gezogen sind und in gelungenen Uebersetzungen auch den erwachsenen Leser anziehen, so ist auch die Kenntniß und Erlernung neuerer Sprachen für Denjenigen bedeutend erleichtert, der auf sprachvergleichendem Wege das Gedächtniß und den Verstand zu unterstützen versteht.

Leider ist hier noch viel zu wenig geschehen, weil bei der Wahl des Lehrers in einer fremden Sprache vor Allem auf die praktische Kenntniß der Sprache gesehen werden muß, und diese in der Regel nicht mit einer wissenschaftlichen Kunde der beiden Sprachen verbunden ist, in welcher sich der Unterricht bewegt; viel weniger in dreien, wie z. B. das Englische in Sächsisch-Deutsches und Romanisch-Französisches zu zerlegen ist. Dient also einerseits die Herleitung eines Wortes zu einer, das Gedächtniß erleichternden Verbindung mit schon bekannten Wörtern der eigenen oder fremden Sprache, so giebt sie uns auch andererseits den Schlüssel zur strengeren Abgrenzung des Begriffes, zur Unterscheidung verschiedener Wörter für denselben Begriff, der sogenannten Synonymen, sowie für den Zusammenhang verschiedener Begriffe desselben Wortes oder der sogenannten Homonymen.

Betrachten wir z. B. einen grammatischen Ausdruck selbst, das Wort Artikel; wie hängt die Bedeutung dieses Bestimmungswortes mit dem „Artikel“ eines Kaufladens und dem Abschnitt eines Verfassungsgesetzes zusammen? Ars, französisch und englisch art, ist die Kunst und der Kunstgriff; „articulus“,

etwas künstlich Zusammengesetztes, ein Gelenk, dann ein Glied des Gelenks, daher ein Theil eines Satzes, eines Faches, eines Gesetzes; daher auch die gegliederte Sprache des Menschen im Gegensatze zu den Tönen aus articulirten, d. h. künstlich gereihten Lauten, besteht.

Man benannte die verschiedenen Arten der wichtigen Begriffswörter nach ihrer Bedeutung: Dingwort, Zeitwort, auch verb, d. h. das „Wort", als das wichtigste Wort; die weniger bedeutungsvollen Wörter heißen bloß „Partikel", d. h. Theilchen, nämlich des Satzes, und das Bestimmungswörtchen als Glied „Artikel".

Nun meine ich natürlich nicht, daß es die Aufgabe eines jeden Sprachschülers sei, Ursprung und Zusammenhang aller Wörter zu kennen, deren praktischer Gebrauch ihm Bedürfniß ist, so wenig als ein Banquier zu wissen braucht, in welcher Mühle seine Papiere fabricirt werden, wenn es nicht Banknoten sind, deren Fälschung oft am Wasserzeichen zu erkennen ist, oder ein Goldschmied sich darum kümmert, aus welchen Minen der Dukaten kommt, den er einschmilzt, wenn er echt und unbeschnitten ist. Es ist aber Sache des Lehrers, die Fälle zu kennen, in welchen ein tieferes Eingehen auf den Ursprung und die Verwandtschaft die Kenntniß und den praktischen Gebrauch erleichtert und fördert, andererseits auch den höher Gebildeten zu befriedigen, dem die Sprache noch etwas mehr ist, als ein bloßes Verkehrsmittel, als eine Münze, die man beliebig wechselt, wenn man nur denselben Werth erhält. Ob man das überhaupt von der Sprache behaupten kann, ob es möglich ist, einen anderen Ausdruck zu gebrauchen, aus einer Sprache in die andere zu übersetzen und genau denselben Begriff, denselben Gedanken damit zu verbinden? Das ist allerdings eine sehr praktische Frage, sowohl in der mündlichen und schriftlichen Anwendung der eigenen, als in der Aneignung einer fremden

Sprache. Wie oft quält man sich mit der Umschreibung eines Begriffes, eines Gedankens, um ein wohlklingenderes Wort zu finden, eine eintönige Wiederholung zu vermeiden; wie oft verzweifeln wir, unsere klare Vorstellung in einer fremden Sprache deutlich zu machen, wie oft ist selbst der vorgerückte Schüler dem fremden Lehrer gegenüber in der Verlegenheit einer mangelhaften Verständigung. Ist das stets eine, mit Recht entmuthigende Folge geringer Fähigkeit des Einen oder Anderen? Auch hier wird uns die Geschichte der Sprachwissenschaft Aufschluß geben.

Als man sich überzeugt hatte, daß die Sprache nicht etwas Erfundenes, Gemachtes, von den Menschen willkürlich Angenommenes sei, als man in den verschiedenen Sprachen einen sehr ähnlichen Bau des Satzes, der Construction, eine ähnliche Eintheilung der Wörter nach gewissen Begriffen und Vorstellungen herausgefunden, da kam man auf den Gedanken, daß die Sprache überall den allgemeinen Gesetzen der Denkwissenwissenschaft, der Logik entsprechen müsse, jede Ausnahme sei eine Verirrung; man bildete sich eine allgemeine Schablone, nach welcher jede Sprache gemessen wurde. Die Sprache, sagte man ganz richtig, ist ein Organismus im Menschen, — und den Titel: „Organismus der Sprache" führt das Lehrbuch von Becker, welches eine längere Zeit die deutschen Schulen beherrschte.

Wie in den mit Gefäßen und Werkzeugen ausgestatteten Körpern die einzelnen Theile gewisse Verrichtungen auszuüben haben, Athmen, Verdauung, Fortpflanzung, die in ihrem Zusammenwirken Dasjenige ausdrücken und verwirklichen, was wir die Idee des Lebens nennen, so ist die Sprache mit ihren Wörtern und Bildern, mit ihren Sätzen und Perioden ein zusammenhängender Ausdruck des menschlichen Gedankens: des geistigen Lebens. Wie der körperliche Organismus durch Mangel

an Nahrung und Uebung durch augenblickliche Beschädigung oder durch dauernden krankhaften Zustand in seinen Functionen, d. h. in den eigentlichen Verrichtungen, zurückbleibt oder einen verkehrten Weg einschlägt, welcher die Erhaltung des Ganzen bedroht, so kann die Sprache durch Mangel an Stoff und Uebung, durch verkehrte Anwendung die Entwickelung und Verwirklichung des menschlichen Denkens hindern, den Geist verwirren, abgesehen davon, daß ja die Sprache dazu dienen soll, eine Verständigung unter verschiedenen Menschen herbeizuführen; denn die Sprache ist dem Menschen auch für sich selbst Bedürfniß. Wenn man zu sagen pflegt: Kinder und Narren reden mit sich selbst, so ist das nicht ganz richtig, weil hier nur die eine Seite der Sprache ins Auge gefaßt ist, nämlich der Zweck, welchen man durch die Mittheilung erzielt; praktische Menschen sprechen um des Angeredeten willen, sie wollen gehört und verstanden sein. Man verlangt deshalb von einem Redner, daß er sich auf den Standpunkt des Hörers stelle, zu dem Ungeübten und Ungebildeten herablasse, allerdings die schwerste Herablassung! Von dieser Seite aus wird es mit Recht getadelt, wenn ein Schauspiel zuviel Monologe oder Selbstgespräche enthält; denn das Drama soll uns das wirkliche äußere Leben so täuschend als möglich darstellen; der Dramatiker soll Charaktere und Geistesrichtungen in ihren äußeren Wirkungen darstellen; der Monolog ist ein lautes Denken, das nur in gewissem Zustande der Aufregung, des Trunkes und des Schlafes für berechtigt gehalten wird. Aber die Sprache ist nicht bloße Mittheilung für Andere; sie ist auch ein Bedürfniß für die Aeußerungen des Geistes, wie die Bewegungen für den Körper; eine geschwätzige Zunge macht den Eindruck eines zappelnden Körpers. Der Schwätzer verletzt den Hörer, denn er spricht eben nicht, um gehört zu werden: es kommt gar nicht darauf an, was gesprochen wird, — es giebt auch verständige Schwätzer,

ja in unserer Zeit vielleicht mehr geistreiche als dumme. „Es ist eine sehr unschuldige Gewohnheit, das Schwatzen," sagt Theremin, „nur für den, der es hören muß, nicht leicht zu ertragen," — am allerschwersten freilich für den, der, weil er hören soll, auch schweigen muß und selber schwatzen möchte. Man kann freilich auch reden, ohne zu denken, das sind die langen Reden mit kurzem Sinn. Aber kann man denken, ohne zu sprechen? Ich meine: Giebt es Begriffe und Gedanken ohne alle Sprache? Können wir uns etwas klar und deutlich vorstellen, ohne daß uns zugleich die Worte und Gedanken in den Sinn kämen? Gewiß sehr schwer. Aber noch mehr, sind nicht unsere Begriffe und Gedanken erst unter Mitwirkung der Sprache entstanden? Muß nicht Derjenige, der anders spricht, auch anders denken, anders vorstellen? Diese gewaltige Wechselwirkung zwischen Denken und Sprechen in den Vordergrund gestellt zu haben, ist das Verdienst einiger Sprachforscher unserer Zeit, namentlich des Berliner Professors Steinthal.

Wohl ist die Sprache ein Organismus, aber nicht ein und derselbe für alle Menschen, für alle Nationen. Wie der Grundbau des Thieres mit seinen Werkzeugen der Bewegung, des Ernährens, Fortpflanzens sich vom Menschen bis zum Wurm in ähnlichen und doch so verschiedenen Formen darstellt, wie die Flügel des Vogels und die Hände des Menschen dasselbe Verhältniß zum ganzen Körper darstellen, so ist auch jede Sprache der Ausdruck einer gewissen Anschauungs- und Denkweise, beide sind von einander nicht zu trennen; die Sprache eines Volkes ist der unmittelbare Ausdruck seines Geistes, und der bekannte Spruch: „Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn," gilt nicht bloß wörtlich von der Sprache, und zwar von ihren äußeren Zeichen, den Lauten — Aussprache und Accent lernt man nur im Lande —, er gilt aber auch von dem Geist der Sprache, den man sich nur eigen machen kann,

wenn man den Geist des Volkes begreift. Ist es nicht sonderbar, bemerkt Lichtenberg, daß eine wörtliche Uebersetzung fast immer eine schlechte ist, und doch läßt sich Alles gut übersetzen. Man sieht hieraus, wie viel es sagen will, eine Sprache ganz verstehen; es heißt, das Volk ganz kennen, das sie spricht. Welcher Unterschied ist schon zwischen dem deutschen Geist und dem französischen esprit selbst! Man versuche es z. B., Begriffe wie: ein gebildeter Mensch, ein humoristischer Aufsatz, französisch oder englisch wiederzugeben; es wird nicht ganz gelingen, denn unsere Bildung und unser Humor sind echt deutsch, obwohl Humor ursprünglich ein Fremdwort ist. Denn gerade eingebürgerte Fremdwörter bekommen sehr leicht eine eigenthümliche Bedeutung, und man muß sich vorsehen, das Fremdwort in anderer Sprache zu gebrauchen. Das lateinische Doctor, Lehrer, ist zu einem Titel geworden; im Deutschen und Englischen bedeutet Doctor schlechtweg Arzt, nicht aber das französische docteur. Das lateinische civilis, in der römischen Republik entstanden, hieß ursprünglich bürgerlich, politisch, daher bürgerfreundlich, leutselig, populär, und erhielt im Französischen und Italienischen den Begriff der Artigkeit überhaupt; die deutsche Artigkeit stammt von Art, es ist die richtige Art, sich zu benehmen. Als man aber anfing, die Sitten der Höfe nachzuahmen, und die französische Etiquette — ursprünglich Sitte, dann Hofsitte — in die bürgerlichen Kreise drang, da machte die civilité der courtoisie, die Artigkeit der Höflichkeit Platz. Civil wurde im Französischen als bürgerlich ein Gegensatz von militaire, im Deutschen auch ein Gegensatz von criminal, verbrecherisch; civilisiren heißt aber nicht zu Bürgern, sondern zu gesitteten Menschen machen, und die Civilliste ist nicht das Verzeichniß von Bürgern, sondern die Summe, die der König vom Staate erhält.

Denken und Sprechen hängt also mit dem Boden der Cultur, den Einrichtungen und Sitten, den Anschauungsweisen

der Länder und Völker so innig zusammen, daß nicht nur die gründliche Kenntniß der Sprache, sondern auch der richtige Gebrauch der Wörter und Redeweisen keineswegs durch bloßes mechanisches Auswendiglernen erzielt wird. Und doch überbietet man sich in neuerer Zeit in Mitteln, die Kenntniß fremder Sprachen zu erleichtern; der mündliche Unterricht soll durch Briefe ersetzt werden, und es fehlt nur noch ein Sprachtrichter, durch welchen man löffelweise einnehmen kann. Vergnügungs- und Handelsreisen lassen es freilich wünschenswerth erscheinen, in dem fremden Lande mit Kellnern, Kutschern und Kunden sich über das Nothwendige zu verständigen, und zu dem Flittergolde, mit welchem sich unsere höheren Töchterschulen umgeben, gehört auch ein bischen Französisch, Englisch und womöglich auch Italienisch. Für solche vorübergehende, einzelne Zwecke lohnt es sich freilich kaum, eine fremde Sprache zu lernen, und die Engländer beweisen, wie der beste Dolmetscher die am besten klingende Sprache ist. Die neuen Erfindungen, welche in allen Ländern ihre Namen behalten, der engere persönliche Verkehr, welcher die Einrichtungen und Gegenstände des gewöhnlichen Lebens von Land zu Land trägt, Heimath und Fremde immer ähnlicher gestaltet, sie erleichtern freilich die gewöhnliche Verkehrssprache, vermindern aber auch das Bedürfniß der babylonischen Sprachverwirrung in dem Maaße, als die Mode es vermehrt. So erscheint, genau besehen, gerade die angeblich praktische Seite des Sprachunwesens als Etwas, wohinter sich eine gewisse Eitelkeit versteckt, und die Wenigen, welche eine bessere Einsicht haben, fürchten, ihre Ansicht auszusprechen, denn sie müssen gewärtig sein, daß man ihnen eigensüchtige Beweggründe unterschiebe, und wenn sie gar das Unglück haben, nur eine Sprache zu verstehen, daß man auf sie die Fabel vom Fuchs mit abgehauenem Schwanz anwende. — Also weniger die Ausübung fremder Sprachen, als ein richtiges Verständniß derselben ist die

Aufgabe Desjenigen, der sich eine höhere Bildung aneignen will = den Genuß, einen Schriftsteller in der Ursprache zu lesen, kann keine Nachbildung ganz ersetzen, und die Morgenländer vergleichen sehr sinnig ein übersetztes Gedicht mit einem umgekehrten Teppich, an welchem die Figuren in ihren Umrissen zu erkennen sind, aber ohne Farbe, ohne Licht und Schatten. Die Erlernung einer Sprache zu diesem Ziele erfordert freilich viel Zeit und ernstlichen Fleiß; die Fortschritte sind Anfangs weniger merklich, und man hat selten Gelegenheit, sie zur Schau zu tragen. Es gehört aber dazu auch noch etwas Anderes, was vielleicht unsere Zeit zu wenig beachtet. Um mehrere Sprachen nicht bloß zu gebrauchen, sondern auch zu verstehen, muß man vor Allem eine Sprache inne haben. „Sprache-Lernen," sagt Jean Paul (Levana, 7. Bruchst.), „ist etwas Höheres, als Sprachen-Lernen; alles Lob, das man den alten Sprachen als Bildungsmittel ertheilt, fällt doppelt der Muttersprache anheim, welche noch richtiger die Sprachmutter hieße, und jede neue Sprache wird nur durch Verhältniß und Ausgleichung mit der ersten verständig. Eine Erziehung in zwei Sprachen zugleich, die Manchem als etwas Beneidenswerthes erscheint, wirkt schädlich auf die Bildung des Verstandes, ja selbst in gewissem Sinne auch des Charakters." „Ein Volk," sagt Jahn (Bereicherung des hochdeutschen Sprachschatzes), „das seine eigene Sprache verlernt, giebt sein Stimmrecht in der Menschheit auf und ist zur stummen Rolle auf der Völkerbühne verwiesen." Seine eigene Sprache verstehen, ist freilich ein Leichtes, aber die Muttersprache richtig gebrauchen, ist viel schwerer, als es scheinen dürfte, und gerade das ist die Aufgabe des Mannes, des Bürgers, der sich den öffentlichen Angelegenheiten widmet und auf welchen das Sprichwort passen soll:

Die Lust zu reden kommt zu rechter Stunde,
Und wahrhaft fließt das Wort aus Herz und Munde.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Die Meisterwerke der deutschen Litteratur

in mustergültigen Inhaltsangaben.

Eine Sammlung erlesener Darstellungen.

Herausgegeben von

Dr. Maximilian Kohn.

Bogen. Lex. 8°. Preis geh. Mk. 3.—, kart. Mk. 4.—, eleg. geb. Mk. 5.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Empfehlung:

Die Ministerialabtheilung für Gelehrten- und Realschulen zweifelt nicht, daß das Werk bei dem Unterricht in der deutschen Litteratur ersprießliche Dienste leisten und namentlich den Lehrern in diesem Fache willkommen sein werde.

tuttgart. **Kultusministerialabtheilung**
für Gelehrten- und Realschulen.

Von den zahlreichen Urtheilen der Presse heben wir folgendes hervor:

Heinrich Keck schreibt im **„Deutschen Litteraturblatt“**: „Es war ein r glücklicher und, wenn ich nicht irre, durchaus originaler Gedanke, statt der kömmlichen Litteraturgeschichten eine Sammlung von **mustergültigen Inhaltsgaben** der Meisterwerke zu geben. Natürlich sollen diese nach Auffassung und il möglichst vollkommenen Inhaltsangaben in dem Leser nicht das täuschende efühl erwecken, als könne er sich nun der Lektüre der Meisterwerke selbst tschlagen. Dann würde dies mit Geschmack zusammengestellte Buch nur die erflächliche Salonbildung fördern; aber wer ein großes Erzeugniß unserer ssischen Litteratur in sich aufgenommen hat, der wird wohl thun, mit Hilfe ses Sammelwerkes das Ganze noch einmal an seinen Geist vorüberziehen zu sen und den Eindruck, den jenes auf ihn gemacht hat, zu läutern und zu richten.

Sammlung
gemeinverſtändlicher wiſſenſchaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff
herausgegeben von Rud. Virchow.

Neue Folge. Vierzehnte Serie.
(Heft 313—336 umfaſſend.)

Heft 322.

Ueber Sprachkenntniß und Sprachkunde.

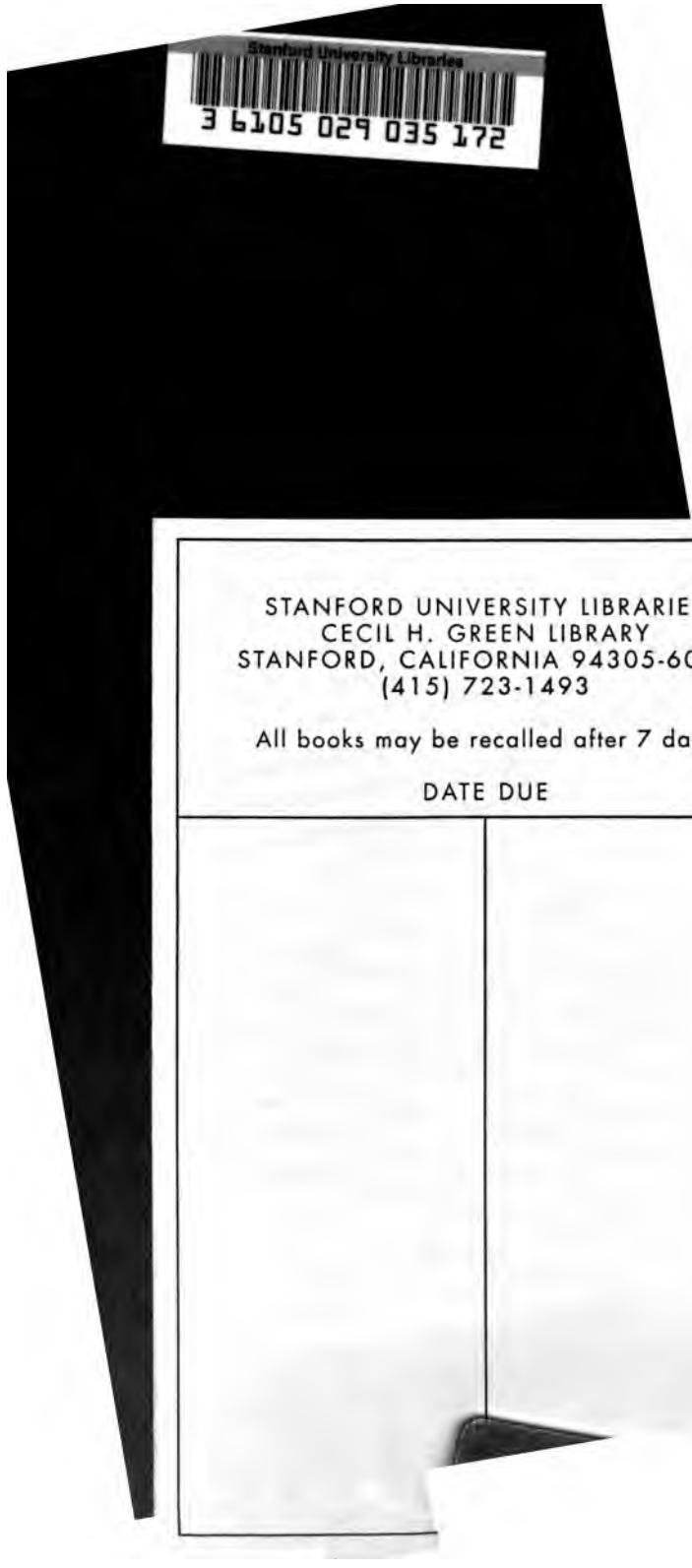
Zwei Vorträge
im Verein junger Kaufleute in Berlin.

Von

Moritz Steinſchneider
in Berlin.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königliche Hofbuchhandlung.
1899.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.


Stanford University Libraries
3 6105 029 035 172

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE